

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 97 (1971)

Heft: 21

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

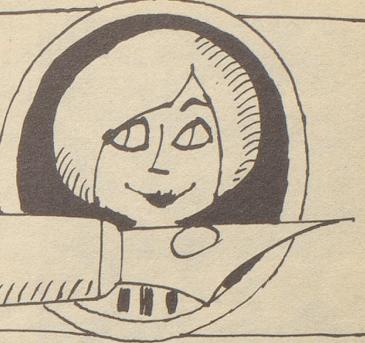
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Warten beim Arzt

Ein Brief an «Nina»

Liebe Nina,

im Nebelspalter Nr. 14 haben Sie Ihre Konsultation beim Spezialarzt trefflich gezeichnet, so echt, voller Humor und – wie es sich im Rahmen des Nebelspalters gehört – mit ein bißchen Schärfe gemischt.

Es gibt tatsächlich Aerzte, bei denen man nicht warten muß; – die so pünktlich arbeiten, daß sogar eine Lücke im Betrieb entsteht, wenn ein Patient unerwarteterweise ausbleibt. Ich – auch ein Spezialarzt – gehöre leider zu den anderen, die das Fernbleiben eines angemeldeten Patienten gar nicht bemerken, oder aufatmen, wenn einer nicht gekommen ist. Ich muß – in meinem und wohl im Namen vieler meiner Kollegen – Ihren Spezialarzt etwas in Schutz nehmen.

Mein Arbeitstag beginnt morgens um 7.30 h und dauert gewöhnlich bis abends 21 h, häufig noch länger, mit einer Mittagspause von 30 bis 45 Minuten. Patienten, die nach 19 h abends bestellt sind, würde ich – offen gestanden – lieber nicht mehr untersuchen und behandeln. Ich ginge dann gerne nach Hause. 22 Jahre lang versuche ich, pünktlich zu sein. Warum gelingt es nicht?

Ihr Rezept, weniger Patienten anzunehmen, wäre die einzige Lösung. Warum tue ich das nicht? Meine Gehilfin oder das Alibiphon brauchten nur Hunderte von Malen zu sagen «der Herr Doktor ist ausverkauft, wir nehmen keine neuen Patienten an».

Menschen wegzusagen, die von einem einen freundlichen Dienst, eine Hilfe, einen Trost oder eine Behandlung erwarten, – auch jemand wegzusagen, der rasch eine dringliche Hilfe braucht – tut, glauben Sie es mir, dem echten Arzt weh. Wer als Arzt den rechten Beruf gewählt hat, ist glücklich darin. Hilfesuchende wegzuschicken, bringt Mißklänge in die Harmonie. Dies ist ein Grund, weshalb viele Aerzte sich vor der Ueberlastung nicht retten können. Wenn ich am Abend weiß, daß meine Gehilfin heute wieder viele Patienten abweisen mußte, so empfinde ich einen Stachel und bin ein wenig traurig.

Wäre ich Patient und hätte mir einen Arzt ausgesucht, von dem ich

gerne behandelt würde, fände ich es hart – beinahe wie eine Ohrfeige, wenn mir die Arztgehilfin am Telephon sagen würde, «wir nehmen keine neuen Patienten mehr an». Wäre sie jedoch nachsichtig und würde in der Agenda nach einem Plätzchen suchen, wo sie mich noch einschreiben kann, so hätte ich Freude. Allein hier schon befindet sich ein Schlüsselpunkt, wo Menschen einander ein bißchen Freude bereiten können. Wenn ich aber in der Sprechstunde eines sehr ausgelasteten Arztes vorgemerkt bin, so weiß ich als Patient zugleich, daß ich sicherlich lange warten muß und ihn nicht länger als nötig beanspruchen darf.

In jeder Spezialität gibt es, vom rein medizinischen Gesichtspunkt aus gesehen, Problemstellungen, die für Gespräch, Untersuchung und Behandlung $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ oder sogar 1 ganze Stunde benötigen, die vielleicht sogar einigemale hintereinander mit ähnlich großem Zeitaufwand verbunden sind. Andererseits gibt es Erkrankungen, die mit einem Blick erfaßt werden und tatsächlich in 2, 4 oder 5 Minuten er-

ledigt sein können – völlig korrekt und medizinisch richtig, – und wo viele Fragen oder ein längeres Gespräch an der Diagnose und am Behandlungserfolg gar nichts ändern.

Ihre Zehe gehörte sicherlich zur letzten Kategorie. Der Spezialarzt war ja von Ihrem Hausarzt bereits orientiert. Er wußte, worum es sich handelt, sah mit einem Blick, daß es tatsächlich so war und verabfolgte Ihnen die notwendige Behandlung. Wahrscheinlich ist er mit Ihrem Hausarzt befreundet und wenn von einem Kollegen ein Patient zugewiesen wird, gibt man sich alle erdenkliche Mühe, um sowohl dem Kollegen als auch dem Patienten behilflich zu sein.

Wie Sie richtig vermuten, gibt es unzählige Möglichkeiten der Störung eines Arztbetriebes. Nicht nur kann ein Spezialarzt kurzfristig ins Spital weggerufen werden. Ein großer Störefried ist auch das liebe Telephon. Aber viel häufiger sind es die Fälle, welche als dringlich angesehen und kurzfristig noch eingeschoben werden müssen. Einschüben ergeben sich auch dadurch,

dass viele neue Patienten, die zunächst einmal untersucht wurden, ziemlich häufig hintereinander wieder zu Kontrollen oder Behandlungen erscheinen müssen. Man kann wohl auf 6 Monate zum voraus einen sehr lockeren und wenig bepackten Zeitplan vorsehen. Je näher der entsprechende Termin rückt, um so mehr kurzfristige Fälle kommen hinzu und zuletzt ist das Programm Tag für Tag zum Bersten voll. Diejenigen, welche sich schon 2 oder 3 Monate früher angemeldet haben, finden es natürlich ungerecht, wenn andere, die viel später – vielleicht erst gestern oder heute – eingeschrieben wurden, vorher an die Reihe kommen. «Ungegerecht» ist auch, wenn im letzten Augenblick die «richtige» Reihenfolge der Wartenden geändert wird, weil man eine 80jährige, gebrechliche Frau, ein Buschi oder einen Auswärtigen, der auf den Zug muß, weil er sonst auch das letzte abendliche Postauto verpaßt, etwas früher drannimmt, was natürlich die Wartezeit der anderen wiederum vergrößert.

Ein Arzt, der unter solchen Verhältnissen arbeitet, sagt jedem Patienten ein stilles Dankeschön, der die Hilfeleistung annimmt und sonst kein unnützes Wort verliert. Wenn ein Patient, der lange hat warten müssen, etwa glaubt, meiner Praxisgehilfin eine Schimpftirade direkt oder nachträglich am Telephon anwerfen zu müssen oder nach stolzem Aufbrausen davonrauscht, so gebe ich mir Mühe, höflich zu sein. Vielleicht bin ich ja nur der Prügelnabe, der einen Aerger über sich ergehen lassen muß, den der Patient von zu Hause, aus dem Geschäft oder von sonst woher schon mitgebracht hatte. Ich muß also «schalten» und mit diesem Patienten Mitleid haben – ganz besonders, wenn ein Kind das Leidtragende ist, dessen Vater oder Mutter die Geduld verloren haben. Aber ein Mißklang bleibt dennoch zurück, den ich bedauerlicher finde, als das Warten.

Nachdem Sie nun die Erfahrung gemacht haben, daß bei Ihrem Spezialarzt die Möglichkeit besteht, warten zu müssen, rate ich Ihnen, das nächstmal ein Buch oder den Strickstrumpf mitzunehmen, oder sogar Arbeit aus dem Geschäft, die Sie im Wartezimmer erledigen können, damit die Zeit genutzt ist. So

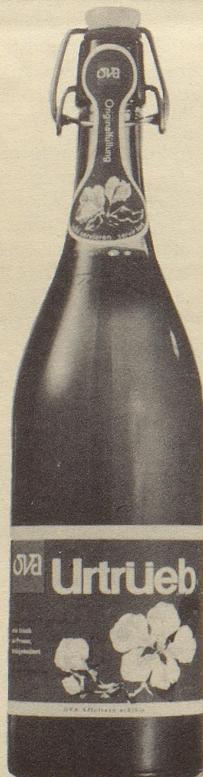




Irren ist menschlich

meinte man früher. Aber heute werden schon so perfekte Maschinen gebaut, daß sich sogar Computer irren können. Wer ganz sicher sein will, sich nicht zu irren, der kauft seine Orientteppiche auf jeden Fall bei Vidal an der Bahnhofstraße 31 in Zürich – da weiß man Bescheid und wird fachmännisch beraten.

Nebelspalter Humorhalter



Schlank sein
und schlank bleiben mit
ova Urtrüeb
dem naturrüben Apfelsaft

ist es sicher leichter, ruhig Blut zu bewahren, und wenn Sie dann an die Reihe kommen, werden Sie Ihrem Spezialarzt – sollte er Ihnen ins Gesicht blicken – sicherlich keine Müffi, sondern eine liebenswerte Nina zeigen.

Mit freundlichen Grüßen

Roland

Do it yourself

Punkt 12 Uhr ist er im Frauen-spitäl zur Welt gekommen – der Sohn, der Stammhalter, das erste Kind des jungen Paares und für die beiderseitigen Großeltern der erste Großsohn. Wen wundert es, daß die Wellen der Freude hoch schlagen? An alle Verwandten und Bekannten soll sogleich die frohe Kunde gehen. Der frischgebackene Vater, Bäscheler von Geblüt, hält es auch hier mit dem Wort: «Do it yourself.» Am Abend fertigt er mit Kunst und Fleiß einen Linolschnitt an. Dieser zeigt, auf Format Din A 4, ein Baby im Kissen; zollhohe Buchstaben melden daneben des Söhleins Ankunft. Der Vater bepinselt die Linolplatte mit goldbrauner Farbe, er legt einen Bogen weißen Papiers darauf und drückt mit Handballen und Löf-felstiel Bild und Schrift durch. Versuchsweise faltet er das erste Blatt vierfach, fürs Kuwert. Aber die Farbe ist noch naß; die Anzeige klebt zusammen und zerreißt, als der Vater sie entfalten will. Zornig schmettert er das Gebilde in den Papierkorb. Er drückt zwei, drei Dutzend neue Blätter und breitet sie auf Tisch und Teppich aus. Da mögen die Anzeigen nun über Nacht trocknen.

Kopfschüttelnd folgt seine Mutter diesem Tun. Als einziger abkömmlicher Großelternteil wohnt sie derzeit beim Sohn und betreut ihn, solange Weib und Kind noch im Spital weilen. Sie findet dies Do-it-yourself-Geschäft ziemlich umständlich. Aber sie sagt nichts. Man hat sie ja auch nicht gefragt. Am nächsten Morgen ist der junge Vater schon um sechs auf. Man hört ihn rumoren und mit Papier rascheln; man vernimmt einen tiefen Seufzer, dann ein: «Mami, lueg ...» Ach, die Abzüge sind so feucht wie eh und je. Sie kleben aneinander und an den Fingern, als sei die Farbe (die der junge Mann doch selbst gemischt hat) eine Art Tischlerleim.

Was tun? Großmutter besichtigt den Schaden. Dann meint sie, ganz beiläufig und bescheiden, man könne vielleicht versuchen, die Blätter zu pudern. Kinderpuder sei ja genügend im Hause ... Zwei große Dosen, nicht wahr?

Puder? Hier ist der junge Vater noch Laie. Großmutter hingegen erinnert sich an feuchte Kinderfudi und an des Puders aufsaugende Kraft. Ihr Sohn zuckt die Achseln. Ein Versuch kann am Ende nicht schaden. Er breitet etliche Blätter

Die Seite der Frau



auf dem Küchentisch aus; und Großmutter streut, sanft und kundig, im Bogen Kinderpuder aus der gelochten Dose. Als der junge Vater über Mittag heimkommt, sind wahrhaftig alle Geburtsanzeigen trocken; sie sind etwas bläßlich, stauben noch ein wenig, aber trocken sind sie, man kann sie kuvertieren und verschicken.

So hat es mir die frischgebackene Großmutter brühwarm erzählt, und sie ist noch heute stolz auf ihr Kolumbus-Ei aus der Puder-dose. Madie

Ein Kapitel für sich war die missbrauchte Einstellung der Landbevölkerung den Automobilisten gegenüber. Oft steigerte sich diese bis zu offenen Feindseligkeiten. Mit Schimpfwörtern hätte man sich noch abgefunden, denn der aufgewirbelte Staub und das verscheuchte Federvieh rechtfertigten das, doch mußte man sich auf Steinwürfe und geschleuderte Erdmotten gefaßt machen. Mein Schwager bekam einmal eine plattgedrückte, ausgetrocknete Kröte an die Schlaf, so daß er den ganzen Tag an Kopfschmerzen litt. Die Kinder waren besonders gute Schützen und wußten sich von den Großen unterstützt. Auch glaubten sie nicht, daß so ein «rasendes» Gefährt rasch genug angehalten werden könnte. Dennoch war das die einzige wirkende Methode. Trotzdem die kleinen Angreifer davonstoben, kassierte mancher eine saftige Ohrenfeige des wütenden Automobilisten ein. Mit der Zeit und der Gewohnheit verbesserte sich dieser «Kriegszustand» merklich. Nach einer Tagesfahrt, während der man stundenlang über durchlöcherte Landstraßen geholpert war, kehrte man meist mit einer leichteren Hirnerschütterung nach Hause zurück, und der Hals tat einem weh vom vielen geschluckten Staub. Das gehörte aber alles dazu, und den anderen Autofahrern ging es nicht besser.

Marie Christine

Erinnerungen einer Automobilistin der Zwanzigerjahre

2

Sonntägliche Ausfahrten

Die Autotouren, die wir unternahmen, waren damals, vor 50 Jahren, tollkühne Abenteuer, bei denen man oft haarscharf einer Katastrophe entging. Unser Wagemut kannte keine Grenzen, und die totale Unkenntnis der technischen Seite nahmen wir fatalistisch in Kauf. Wenn unser «Mathys» im 30-Kilometer-Tempo, eine hohe Staubwolke aufwirbelnd, die Landschaft durchsaute, sahen wir uns überglocklich an. Obwohl der Zähler bis 50 Kilometer markiert war, verhinderte das Gerüttel und Geknatter, diese Geschwindigkeit länger als ein paar Minuten einzuhalten. Man kam auch selten auf die Idee, sich ein festes Ziel für den Ausflug vorzunehmen. Das Auto bestimmte, wann es zu «spuken» anfangen wolle, um plötzlich stehen zu bleiben und dann genau so unverhofft wieder in Gang zu kommen.

Bei jeder längeren Steigung verwandelte sich der Kühler in einen «Dampfkochtopf», der zu explodieren drohte, wenn man nicht vorher anhielt, den Kühlerdeckel abschraubte und die rostige «Lava» auslaufen ließ. Das fehlende Naß wurde jeweils am nächsten Brunnen oder Bächlein ersetzt. Zu diesem Zweck diente eine mitgebrachte Kanne.

Rationell einkaufen!

Ich bin in den Ferien. Mein Mann besorgt unterdessen zu Hause das Einkaufen, natürlich viel rationeller als ich alte Hausfrau. Unterwegs zum Supermarkt, so berichtet er mir, habe er die Einkaufsaktion im Geiste bereits bestens durchorganisiert:

1. Die schneidigste Kassiererin aus suchen.
2. Das Einkaufswägeli bei dieser Kasse außen deponieren.
3. Nach Gebäudeplan einkaufen, keinen Weg zweimal machen.
4. Geld schon in der Hand halten, nicht erst ausgraben, wenn die Kasse addiert hat.
5. Nicht bei der Kasse stehen bleiben, sondern sofort zum Einkaufswägeli gehen und einpacken, solange die Kasse noch addiert.
6. Laufend die ankommende Ware einpacken.

Wenn alle Hausfrauen so männlich organisiert würden, könnte die Migros mindestens die Hälfte der Kassiererinnen entlassen. Alles ist bei diesem Einkauf nach Plan verlaufen, es hat geklappt wie bei den Soldaten, schreibt er mir.

Als mein Mann aber das Einkaufswägeli fertig bepackt hatte, kam eine nette, ältere Frau zu ihm und sagte: «Danke vielmals, daß Sie Ihre Sachen so schön in mein Wägeli gepackt haben!» Hege